

# NZZ FOLIO

DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Home	Aktuelles Heft	Nächstes Heft	Frühere Hefte	Newsletter
Feedback	Bestellung	Werbung	Impressum	Suchen

## Der Geist, den man ruft

**Ghostwriting kann gutgehen wie bei Harald Juhnke: Woran Juhnke sich nicht mehr erinnerte, erfragte sein Ghost bei Zeitzeugen. Es kann schiefgehen wie bei Hanns Joachim Friedrichs; da hielt zum Schluss Friedrichs sein Leben und der Ghostwriter seine Arbeit für verkannt.**

Von Harald Willenbrock

für Chefarzt Müller-Spahn sind es die Symptome einer sich verschlimmernden Krankheit. Erst kündigt sein Patient an, er werde «demnächst mal wieder mit Hemingway telefonieren». Dann verlangt er, «mit dem Verrückten» zu sprechen. Aber mit welchem bloss? Die geschlossene Station der Basler Psychiatrischen Universitätsklinik ist voll von ihnen. Später erst begreift Müller-Spahn, wen Harald Juhnke meint: Hemingway gibt es wirklich, er steht eines Tages mit einem Stoss Manuskriptblättern unterm Arm in der Tür, und verrückt muss er schon deswegen sein, weil er diesen Job übernommen hat. Es ist Dr. Harald Wieser, Juhnkes Ghostwriter.

Genau zwei Jahre, von Januar 1996 bis Januar 1998, arbeiten der Journalist Wieser und der Parodist Juhnke an einer «ultimativen Autobiographie» für Deutschlands bekanntesten Entertainer und Trinker. Es ist die Zeit, in der Juhnke als «Königswild der Paparazzimeute» (Wieser) von Alkoholabsturz zu Saufexzess gehetzt wird, und der 67-Jährige macht es seinen Jägern leicht.

Eine Woche nach dem ersten Arbeitstreffen mit Wieser landet er für zweieinhalb Monate auf der Intensivstation. 1997 fällt er in einen Glastisch, ohrfeigt eine RTL-Reporterin, beleidigt in den USA einen farbigen Hotelangestellten, was ihm daheim in Deutschland wütende Schlagzeilen als Rassist einbringt, wird schliesslich in die Basler Psychiatrie eingewiesen. Zu diesem Zeitpunkt glaubt Harald Wieser schon nicht mehr ans Gelingen ihres Gemeinschaftsprojekts. Aber Juhnke fängt sich wieder, und weil der Verlag drängt, muss der gefallene Star das fertige Manuskript schliesslich «inner Klappse» abnehmen.

Es ist ein seltsames Paar, das da im Aufenthaltsraum der Basler Psychiatrie zusammensitzt: ein feinsinniger Pfeifenraucher,

Enzensberger-Schüler und Ex-«Spiegel»-Redaktor der eine; ein einst grosser, nun sehr kranker Star der andere, der im Suff Schnaps aus Aschenbechern säuft und seinen Ghostwriter wohl nur deshalb Hemingway nennt, «weil es der einzige Schriftsteller ist, der ihm einfällt» (Wieser). Intellect meets Entertainment. Wieser, 20 Jahre jünger als sein Partner, hat mal sechs Jahre lang die Intellektuellendröhnung «Kursbuch» herausgegeben und mit einem einzigen «Spiegel»-Artikel die Karriere des TV-Urgesteins Werner Höfer beendet. Zur gleichen Zeit hat Juhnke so ziemlich den ganzen Boulevard rauf und runter gespielt, was nichts daran änderte, dass er ein herausragender Schauspieler war, bloss wurde er nicht als solcher wahrgenommen. Harald und Harald, das ist die kuriose Koalition eines Kopf- mit einem Bauchmenschen. Am seltsamsten aber ist: Die beiden verstehen sich.

«Ich wusste ja, dass mich mit Juhnke eine Achterbahnfahrt erwartet», sagt Wieser, dem der McBaren-Tabak die Haarspitzen gegilbt hat, «aber gerade diese Aussicht hat mich gereizt.» Drei Monate lang befragt er den legendären «Hauptmann von Köpenick» Tag für Tag im «Gaddafi-Zelt», einer plasticweissen Pergola im Garten von Juhnkes Berliner Villa, während vorm Gartenzaun Jugendliche fröhlich «Prost, Harald!» brüllen. Juhnke berlinert, Wieser notiert.

Der Journalist, der früher Stars wie Boris Becker und Steffi Graf das Mikrophon unter die Nase hielt, verwandelt sich in eine Membran, durch die der Star zu seinem Publikum spricht. Schlüpft in die Seele des Mimen, nistet sich ein, sieht sich um, horcht ihn aus. Sitzt an Juhnkes Bett, wenn der seinen Rausch ausschläft. Hilft ihm, durch den Hinterausgang des Hamburger «Atlantic»-Hotels zu verschwinden, während vorne die Fotografen lauern. Folgt ihm beim Spaziergehen auf dem Ku'damm, auf Provinztheatertournee, beim ruhelosen und zugleich zutiefst gelangweilten Herumstromern daheim und legt seine Beobachtungen Juhnke als Selbstbetrachtungen in den Mund - «eine höchst schizophrene Konstellation», wie der Feingeist findet. Manchmal habe er sich gefühlt wie Jonas im Bauch des Wales - ein Jonas allerdings, der, nachdem ihn der Wal ausgespuckt hat, allen erzählt, wie's drinnen aussieht.

Harald Juhnke wird später sagen, die Arbeit am Buch habe ihm das Leben gerettet. «Er war gezwungen, sich mit sich auseinanderzusetzen», erzählt Franz Müller-Spahn, der Arzt, «das waren Highlights, auf die er sich freuen konnte.»

Woran der 67-Jährige sich nicht mehr erinnert, erfragt sein Autobiograph bei Zeitzeugen oder liest es sich an - viel Wissen über Juhnkes Alkoholismus beispielsweise, den er von aussen verstehen muss, um ihn von innen beschreiben zu können. Mitunter malt er sich auch einfach aus, wie es gewesen sein könnte. «Das war meine Art, in diesen zwei Jahren Urlaub von Juhnke und seinem Leben zu machen», sagt Wieser, «die Freiheit zum kontrollierten Phantasieren musste ich mir einfach nehmen. Sonst wäre ich an den Fakten erstickt.» Juhnke hat nichts gegen Wiesers Exkurse einzuwenden, und indem er das fundiert Imaginierte gutheisst, verwandelt es sich in Realität.

Während die Rolle des Darstellers nach zwölf Wochen fürs Erste endet, beginnt die seines Schattenautors gerade erst. Vor ihm liegt ein hoher Stapel transkribierte Juhnke-Verhöre, Skizzen, Beobachtungen. Tausend Seiten Leben. «Diese Phase», stöhnt Wieser, «ist immer der Horror.» Für einige tausend Journalisten, Werbetexter, Schriftsteller in Deutschland ist dieser Horror allerdings Alltag. Es sind seltsame Zwitter, «Herren und Knechte zugleich» (Wieser), die als literarische Dienstleister Geschichten, die nicht ihre sind, zu Büchern formen, auf deren Umschlag ihr Name nie auftaucht. Die, wenn sie ihren Job ernst nehmen, Psychiater und PR-Beauftragter, Consultant und Kritiker, Koautor und Lektor zugleich sind.

Das kann - wie bei Harald und Harald - auf wundersame Weise funktionieren. Das kann schiefgehen wie bei Ignatz Bubis, dem verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, dessen Ghost sich während der Arbeit an Bubis' Autobiographie als Haider-Jünger outete. Das kann zu Zerwürfnissen führen wie bei Hanns Joachim Friedrichs, dem legendären «Tagesthemen»-Moderator und nebenbei Nachbar Wiesers im noblen Hamburg-Harvestehude. Als Friedrichs sich 1991 vom Bildschirm verabschiedet, überredet ihn Wieser zu einer gemeinsam verfassten Autobiographie.

Damit hat Wieser einen Auftrag mehr und einen Freund weniger - nur weiss er es zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Sechs Wochen lang interviewt er Friedrichs, dann sichtet, ordnet und schreibt er ein Jahr im Auftrag des Herrn nebenan an dessen Lebensgeschichte. Wenn ein Kapitel fertig ist, nimmt er den Stapel unter den Arm und spaziert drei Häuser weiter zum weisshaarigen Anchorman i. R., der zu diesem Zeitpunkt schon weiss, dass er an Krebs leidet. Immer habe sein Partner das Geschriebene wohlwollend kommentiert, beteuert Wieser; erst gegen Ende, als das fast fertige Buch vorlag, habe er es sich plötzlich anders überlegt. «In dem Manuskript habe ich mich nicht wiedererkannt», raunzt der Moderator öffentlich, Wieser revanchiert sich mit der Klage, Friedrichs habe seinen Entwurf «wie mit der Heckenschere» bearbeitet. Schliesslich sprechen nur noch die Anwälte, während es zwischen den einstigen Freunden Wieser und Friedrichs ganz still wird.

Das ist kein Wunder, geht es doch beim Streit nicht nur um zwei Egos, die aufeinanderprallen, weil der eine sein Leben, der andere seine Arbeit verkannt wähnt, sondern auch um viel Geld: 300 000 Mark stehen Wieser für seine Tätigkeit als Friedrichs' Beichtvater vertraglich zu; später, für Juhnkes Memoiren mit dem Titel «Meine sieben Leben», wird er sogar eine halbe Million Mark lösen. Solche Traumhonorare gelten in der knauserigen Buchbranche jedoch als einsame Ausnahmen; nach Erfahrung des Münchner Literaturagenten Thomas Montasser, der unter anderem Petra Gerster und Klaus Maria Brandauer betreut (beides übrigens «Geist»-lose Autoren), liegen die gängigen Honorare eher zwischen 2500 und 50 000 Euro für einen Ghostjob.

Als Auftraggeber fungieren zum Beispiel Bestsellerautoren wie Robert Ludlum, Tom Clancy und Clive Cussler, die lieber Profis texten lassen, als sich selbst ums Kleingedruckte zu kümmern. Auch die letzten beiden

Konsalik-Romane sollen nicht mehr aus dem Drucker des Fließbandromanciers selbst stammen. Vor allem aber sind es mitteilungsbedürftige Wirtschaftsbosse und Politiker, darunter Spitzenmanager wie Wolfgang «Errol Flynn» Reitzle, Börsenprophet André Kostolany, Unternehmensberater Roland Berger, Post-Werber Christoph Gottschalk und SPD-Dissident Oskar Lafontaine - Menschen also, denen Zeit und Erfahrung zum Selbertexten fehlen. Es ist ein simples Geschäft: Du gibst mir dein Talent, ich leihe dir meinen Namen.

Nur die wenigsten bekennen sich allerdings zu diesem Tauschhandel. «Wir Deutsche haben diese unselige Reinheitssehnsucht und müssen deshalb mit Inkonsequenz leben», bedauert Margit Ketterle, Leiterin des Münchner Econ-Verlages. «Einerseits erwarten die Leser gut geschriebene Bücher, und wenn sie das nicht sind, hauen sie sie einem um die Ohren. Aber dass jemand beim Schreiben geholfen hat, wollen sie partout nicht wissen.» Motto: Wo Lothar Späth draufsteht, soll auch nur Lothar Späth drin sein. Und weil das so ist, mag Ketterle auch nicht verraten, welche ihrer prominenten Buchautoren denn insgeheim kommunikative Steigbügelhalter beschäftigen. Vermutlich sind es eine ganze Reihe, denn um ein Buch zu schreiben, muss man «mindestens ein Vierteljahr lang jeden Tag ein paar Stunden investieren», so jedenfalls die Erfahrung des Literaturagenten Montasser. Und diese Stunden verbringen Industriekapitäne und Spitzenpolitiker gemeinhin lieber mit angenehmeren Dingen als dem Aneinanderreihen von Worten.

Gerhard Schröder beispielsweise hat sich, als er noch nicht Kanzler war, zwei programmatische Bücher vom Journalisten Reinhard Hesse schreiben lassen, und weil der ehemalige «SZ»-Redaktor diesen Auftrag zur Zufriedenheit erledigte, ernannte ihn Schröder am Tag seines Wahlsieges zum offiziellen Redenschreiber. Seither brütet der 45-jährige Journalist in einem Büro im 6. Stock des Kanzleramtes darüber nach, was sein Chef denken und wie er es sagen könnte.

Bis zu sieben Reden pro Woche sind es, die er dem mächtigsten Deutschen in den Mund legt, und die Erfahrung hat Hesse klug gemacht. Mittlerweile weiss er, dass Schröder Wiederholungen hasst, griffige Sprachbilder liebt und dass es zwecklos ist, ihm bei langen Sätzen das Prädikat an den Anfang zu stellen (was ihr Verständnis erleichtern würde), weil der Bundeskanzler es doch wieder ans Ende packt. Manchmal kommt ein Entwurf mit dem Vermerk «Sehr gute Rede!» in grüner Schröder-Tinte zurück. Das sind die Highlights seines Schattendaseins. Ansonsten sei «viel Routinearbeit» zu erledigen, «aber wann kriegt man sonst schon einmal die Chance, auf die andere Seite zu blicken»?

Harald Wieser, der derzeit mit Sir Peter Ustinov ein gemeinsames Buchprojekt plant, findet den Reiz des Schatten-Schreibens darin, «dass die Arbeit einem Marathonlauf gleichkommt. Als Journalist ist man ja eher Sprinter. Sicher, auch eine Monographie wäre Marathon - aber bei ihr hätte ich vorwiegend mit Papier zu tun. Als Geist eines lebendigen

Menschen kann ich mich viel intensiver in ihn versenken.»  
Das Dumme ist nur: Manchmal kommt man nicht mehr aus dem Leben des anderen heraus, jedenfalls nicht ungeschoren. Die Auseinandersetzung zwischen Hanns Joachim Friedrichs und seinem journalistischen Partner geht schliesslich vor Gericht.

Am 28. März 1995 - Monate, nachdem «Journalistenleben» erschienen und bereits zu einem Bestseller geworden ist - endet der Prozess mit einem Vergleich. Als Wieser an diesem Morgen die Stufen des Hamburger Landgerichts hinuntergeht, wird er von einer wartenden Reporterin aufgehalten: «Hanns ist tot.» «Es war gespenstisch», sagt Wieser, «und irreparabel. Ich konnte ja nun nicht mehr nach nebenan gehen und sagen: Bitte, Hanns, lass uns die Sache vergessen und wieder Freunde sein.» Dieses Ende einer Dienstfreundschaft ist umso bitterer, als sich auch Wiesers zweiter Lebensgeschichte-Partner verabschiedet zu haben scheint. Kurz nachdem er «Meine sieben Leben» im Hamburger Thalia-Theater präsentiert hat, stürzt Juhnke wieder ab. Dieses Mal kann ihm auch Professor Müller-Spahn nicht mehr helfen, seine Frau bringt ihn in ein Pflegeheim, wo er bis heute lebt.

Harald Wieser weiss, dass ihn sein Alter Ego nicht mehr erkennen würde, so wie Juhnke heute kaum jemanden mehr erkennt. Er weiss aber auch, dass es trotzdem eines Tages ein Wiedersehen geben wird. In einem seiner letzten Interviews hatte Juhnke sich ausdrücklich gewünscht, dass der Mann, der sein Leben bis in die letzten Ritzen nachlebte, auch bei seinem letzten öffentlichen Auftritt dabei sein solle. Als Sargträger.

**Harald Willenbrock** ist freier Reporter und Autor in Hamburg. Zusammen mit dem «Stern»-Fotografen Robert Lebeck hat er dessen Autobiographie («Rückblenden»), als Ghost der Sommelière Paula Bosch ihr Buch über Wein («Weingenuss») geschrieben.

---

[ [Aktuelles Heft](#) | [Nächstes Heft](#) | [Frühere Hefte](#) | [Feedback](#) | [Bestellung](#) | [Werbung](#) | [Impressum](#) | [Suchen](#) ]

NZZ <b>Online</b>	NZZ <b>FOLIO</b>	NZZ <i>Format</i>
-------------------	------------------	-------------------

[ [Neue Zürcher Zeitung](#) | [NZZ FOLIO](#) | [Format NZZ](#) ]

---